

KUNST DER WOCHE

DAS MODELL

VON NIKLAS MAAK

Es war schon dunkel, und es trieb ein dicker Januarschnee über die Parliament Street, als ein älteres Paar den leuchtenden Pavillon des Immobilienentwicklers Hines betrat. Hines hatte den verglasten Kubus, der auf einer zugehörigen Industriebaufläche am Hafen von Toronto steht, extra bauen lassen, um Luxuswohnungen im, wie er es stolz nennt, „weltgrößten Projekt dieser Art“ zu verkaufen: Hier, zwischen der Stadtautobahn, dem Gardiner Expressway, und dem Ufer des Lake Ontario, soll einmal die „Bayside“, der größte neue Stadtteil der Welt entstehen: Alphabet, der Mutterkonzern von Google, plant hier eine Smart City, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat, was einige als Versprechen und andere als Drohung an die bestehende Stadt auffassen; daneben entwickelt Hines eine Luxuswohnwelt in der Größe von 26 Fußballfeldern, geplant sind vier Baukomplexe, sie heißen Aqualina, Aquavista, Aquabella und Aqualuna. Für Kaufinteressenten wurden in dem gläsernen Pavillon riesige Modelle aufgestellt, ein sechs Meter langer Nachbau des Hafensystems, wie es einmal aussehen soll, hinter dem Modell laufen Videos, auf denen gezeigt wird, wie man sich ein Leben hier vorstellen darf (man sieht Fitnessgeräte und einen Pool); das große Modell selbst ist bevölkert mit kleinen Figuren, wie man sie von Modelleisenbahnen kennt. Das ältere Paar, zwei gepflegte, weißhaarige Rentner, stand vor dem Aqualuna-Modell. Der Makler setzte ein strahlendes Gesicht auf, zeigte auf eine Terrasse und sagte, die andere Hand auf die Schulter des Kunden legend, als wolle er ihn auf diese Weise durch einen magischen Verkleinerungsakt in das Modell hineinzaubern: „Diese Wohnung hier, stellen Sie sich das einmal vor. Hier aufwachen...“ – „Der hat einen Turban, warum hat der denn einen Turban auf?“, sagte der Mann und deutete auf die Spielzeugfigur, die auf der Terrasse stand. „Turban“, wiederholte der Makler er-



Warum hat der denn einen Turban auf?, wollten die Kunden wissen, da schob der Makler sie schnell vom Architekturmodell weg. Foto nma

staunt, als entdecke er dieses Detail zum ersten Mal. Tatsächlich, etliche Männerfiguren in der neuen Aqua-Irgendwaswelt tragen Turban. Der Makler starrte auf das Modell. Die Frau schaute aus dem Fenster auf die festlich erleuchtete Skyline von Toronto. „Menschen aus aller Welt“, sagte der Makler schließlich und schob die Kunden schnell weiter. Toronto hat eine der gemischtesten Bevölkerungen der Welt, bei der Volkszählung ordneten sich 43 Prozent der Bürger den nichtweißen „visible minority groups“ zu. Vielleicht hatte der Modellbauer diesem Umstand Rechnung tragen wollen – wobei nur sehr wenige Muslime in Toronto Turban tragen. Vielleicht waren Figuren von wohlhabenden weißen Rentnern, die der lokalen Käuferzielgruppe eher entsprachen, im Modellbauladen schlicht ausverkauft gewesen. Oder hofft der international tätige Hines-Konzern bei den

Luxusimmobilien auf Käufer aus Weltgegenden, in denen der Turban häufiger getragen wird und absurde Quadratmeterpreise kein Kaufhindernis darstellen? Man weiß es nicht. Wie schwierig die Durchdifferenzierung von Figuren, die nicht mehr nur „Mensch“ darzustellen haben, sondern die Gesellschaft in ihrer Vielfalt abbilden sollen, mitunter werden kann, zeigt sich nicht nur an Modellfiguren, sondern auch an Spielzeugbaukästen. Bei Playmobil gibt es den „Country“-Spielkarton, man sieht eine hellhäutige Frau, Kinder und Tiere auf einer Kutsche. Bei der „City-Action“-Kiste gibt es Schlagstöcke, Hunde mit Maulkorb und Menschen mit dunkler Haut. Bei Lego gibt es die „Friends“-Serie, einen Spielkasten mit der weißen Spielfigur „Olivia“, die unter anderem eine schwarze Freundin hat, „Andrea“. In dem Heft, das in Amerika zu den Bausätzen vertrie-

ben wird, heißt es, Andrea wolle einmal Popstar werden und arbeite, um Geld zu verdienen, „im City Park Café, wo sie das Geschirr abwäscht und den Boden putzt“. Selten wurde ohne Not eine deprimierende soziale Realität, die schwierigen Aufstiegschancen der African Americans, so direkt ins Kinderzimmer geschleift. Ganz früher sahen Lego-Figuren gelb aus und nur entfernt nach „Mensch“. Niemand ist gelb, deswegen konnte sich jeder mit der Figur identifizieren; jetzt geht das Theater der Figurenzuteilung auf allen Ebenen los. Und der an sich sympathische Versuch, zu verhindern, dass mehrheitlich nichtweiße Kinder mit Figuren spielen müssen, die alle aussehen wie die Kennedys, schlägt spätestens dann in sein Gegenteil um, wenn die Betriebsanleitung die Kinder auf eine soziale Realität zurückwirft, die im utopischen Raum des Kinderzimmers ja gerade überwunden werden könnte.



DIE WOCHE IM INTERNET VON FLORENTIN SCHUMACHER

TOTE WEISSE MÄNNER

In letzter Zeit frage ich mich manchmal, was mich an all den toten Männern interessiert. David Foster Wallace, Daniel Josephson, Anthony Bourdain, von keinem hatte ich gehört, als sie noch am Leben waren. Nach ihrem Tod dann plötzlich Rieseninteresse, Interviews, Dokus und so weiter. Mit Harald Schmidt dasselbe. Nicht eine Folge seiner Show gesehen, als sie im Fernsehen lief, dafür mittlerweile zig Mitschnitte auf Youtube. Ja, ja, Schmidt lebt noch, aber von seiner Fernsehfigur kommt auch nicht mehr viel.

Meistens schaue ich die Videos beim Kochen und Essen, und weil es in den letzten Wochen ein bisschen viel war mit Kochen und Essen, war es viel mit den Videos. Wallace' Rede „This Is Water“ vor Collegeabsolventen, eine Arte-Doku über Josefsohns Fotografie, die Folge von Bourdains Essensshow „Parts Unknown“, in der er Präsident Obama in Hanoi auf ein paar Schalen Reinsudeln mit gegrilltem Schweinefleisch trifft. Die jahrealten Videos, Vergangenheit gespeichert im Internetarchiv, befriedigen bei mir eine Sehnsucht wie „Tagesschau“ schauen, während man bei vierzig Grad in Goa sitzt. Das Gefühl, sich mit einer Welt zu befassen, die angenehm weit weg ist.

Etwas Neues zeigen die Videos ja sowieso nicht, und dass Reinsudeln mit gegrilltem Schweinefleisch in Hanoi Bún cha heißt, steht jeden Tag irgendwo auf Instagram. So gut unterhalten, dass er aus dem Gemüsegeschneppel und Verpackungsaufreißern und Dinge-in-Töpfe-Schütten hervortritt, kann sogar Harald Schmidt nur in seinen menschenverachtendsten Momenten, mit Witzen über Journalisten, Frauen, Ausländer sowie immer

dann, wenn er Schwäbisch spricht. Nein, es geht nicht darum, dass diese Männer ununterbrochen Witz und Weisheit transpirieren und sie einen irgendetwas verstehen lassen: Eher beruhigen sie, weil ihre Aura ausstrahlt, dass sie etwas verstanden haben – die, nun ja, Welt zum Beispiel, indem sie reisten, sahen, beschrieben. (Oder dass sie, wie Harald Schmidt, verstanden, dass es nichts zu verstehen gibt, und alles weglachten.)

Okay. Zen-Ruhe. Alles, was es zu tun gibt, haben sie schon getan, und im Rückblick gar nicht schlecht. Insofern reicht es auch, ihnen dabei zuzusehen. Wie der Fotograf Daniel Josephson die Verlogenheit in Deutschland zeigte, und dass es manchmal doch ganz schön ist, wie Anthony Bourdain sich abmühte, die Neugier auf die Welt und das Mitgefühl zu erhalten, weil es sonst unerträglich wird, wie Wallace absolut alles durchschaute und erklären wollte, und Harald Schmidt, der das Unsinn und ganz lustig fand.

Erledigt, danke, Auslöschung. Die Fotos sind gemacht, die Bücher geschrieben, die Shows gedreht, und das kann man sich jetzt anschauen, während man Müsli oder Nudeln isst, mit einer Hand nach dem Handy tastend und hastend, weil vielleicht gerade auch auf Reddit eine kleine Neugierigkeit passiert, zwei, drei, endlos verlängert sich die Timeline, mit einem Pling fliegt noch eine Mail rein, die App aktualisieren, und da tut es doch ganz gut, dass zumindest einer am Bildschirm Sinnvolles tut. Wichtiges, Bedeutsames auch, als sich die Szenen Sofa verlagert, damit jetzt endlich passieren kann, wozu der Januar da ist, schlafen – Sinn, Welt, vielleicht in ein paar Wochen.



HAUSHALT VON THOMAS GLAVINIC

UNBEHAUST

Zyniker haben es im Leben leicht. Oder sagen wir: Einem Zyniker präsentiert sich das Leben als wohl durchschaubar. Was soll's, unsere Irrtümer gehören zu uns wie unsere Tugenden, und solange das durchschnittlich in unsere Realitätsinterpretationen eingebettete Ausmaß an Wirklichkeitsverzerrung jemanden nicht in eine Situation der dauerhaften Totalkonfrontation mit anderen Menschen, speziell mit Liebhabern, Freunden und Angehörigen bringt, muss man es ihm nachsehen, wenn er sich die Welt so zurechtlegt wie ein Zyniker. Zynismus ist eine Art intellektueller Verschnaufpause. So wie die Behauptung einer Freundin, zwischen der Art, wie man wohne, und der Art der eigenen Partnerschaften beständen Zusammenhänge. Zugegeben: Die Theorie hat auf den ersten Blick einiges für sich. Wer eine dunkle Vorstellung davon hat, in welchen Absteigen ich schon Quartier nehmen musste, weil mir das Leben, dieses Schwein, übel mitgespielt hatte, und wer zudem mit einem Überblick über die Irrwege meiner zwischenmenschlichen Beziehungen gestraft ist, wird verstehen, was ich meine. Die Argumentation dieser Freundin, vorgetragen in ernstem Ton, erschien stichhaltig: Meine Wohnungen waren

wunderschön, aber zu teuer – meine Freundinnen auch. Meine Wohnungen beherbergten unreine Geister, meine Freundinnen auch. In den Wohnungen herrschte das blanke Chaos, in meinen Freundinnen auch. Meine Wohnungen waren ein einiges älter als ich, meine Freundinnen nicht – aber beide hatten schon viele Vermieter gehabt. Ich fühlte mich in meinen Wohnungen wohl – in meinen Freundinnen auch. Ich kümmerte mich nicht genug um meine Wohnungen – und um meine Freundinnen auch nicht. Einige Wohnungen, die ich gern länger gehabt hätte, war ich nach ein paar Monaten wieder los, auf der anderen Seite schaffte ich es bei einigen Wohnungen nicht, mich von ihnen zu lösen, obwohl in ihnen eine Stimmung herrschte wie im Atom-bunker nach zwei Jahren Isolation.

Hatte die Freundin also recht? Nein. Sie meint nämlich, es sei egal, wo man wohne, es käme immer aufs selbe hinaus. Ich dagegen glaube, dass irgendwo meine Wohnung auf mich wartet, die, immer schon meine war, die von mir ahnt, so wie ich ahne, dass es sie gibt: Die eine, die alles, was davor war, heilen wird.

Zumindest hoffe ich, dass es sie gibt. Und was wären wir denn ohne große Hoffnung? Wir wären: sinnlos.

FRAGEN SIE JULIA VOSS: DARF ICH EIN KUNSTWERK, DAS MIR SELBST GEHÖRT, ZERSTÖREN?



Als Tom Cruise zum ersten Mal eine Vernissage in New York besucht, ärgert er sich gleich so, dass er eine Schlägerei anfängt. Der Künstler hat mit seiner neuen Freundin geflirtet, arrogant war er außerdem. Dafür gibt es von Tom Cruise eine Gescheppert. Beim nachfolgenden Gerangel geht viel Kunst zu Bruch. Am Ende liegt der Künstler mit Beule am Boden und die Galerie ist ein Scherbenhaufen. So passiert auf der Kinoleinwand im Jahr 1988, in der Filmkomödie „Cocktail“, als Tom Cruise gerade einmal sechszwanzig Jahre alt war. Was geschieht aber im wirklichen Leben, will eine Leserin hier wissen, wenn man ein Kunstwerk zerstört und dieses einem selbst gehört? Wer, wie in „Cocktail“, fremdes Eigentum beschädigt, kann angezeigt werden, das ist klar. Aber was ist mit der Skulptur im Wohnzimmer oder dem Gemälde über dem Sofa? Anruf bei einer der besten akademischen Adressen für diese Fragen, bei Matthias Weller an der Universität Bonn, In-

haber des einzigen deutschen Lehrstuhls für Kunstrecht. Zu Beginn gleich der Blick in die Untiefen der menschlichen Seele. Wer nämlich will überhaupt Kunstwerke zerstören? Weller berichtet von einem spektakulären Fall aus New York: Dort ist kürzlich der Eigentümer einer Immobilie von einem Gericht zu einer Schadensersatzzahlung von 6,7 Millionen Dollar verurteilt worden. Warum? In seinem Gebäude, einer maroden Industrieanlage im Stadtteil Queens, waren Graffiti angebracht worden. Diese hatte der Eigentümer von Anfang an geduldet, auch dann noch, als die Sache an Fahrt aufnahm und das Gebäude zum Graffiti-Freilichtmuseum „5Pointz“ erklärt wurde. Touristen kamen, die Presse berichtete. Als der Abriss nahte und die ersten Proteste sich abzeichneten, ließ der Eigentümer nachts eine Malerkolonne anrücken. Alle Wände wurden weiß gestrichen. 21 Graffiti-Künstler klagten dagegen und erhielten recht. „Ich hätte als Richter anders entschieden“, sagt Weller. Nach New Yorker Recht hätte der Eigentümer den Künstlern neunzig Tage vor der Zerstörung Bescheid geben müssen, um ihnen die Mög-

lichkeit zu geben, ihre Werke selbst zu entfernen oder die Kosten dafür zu tragen. Das wollte der Immobilienbesitzer vermeiden, weil er Widerstand befürchtete. „Allein deswegen Schadensersatz in dieser Höhe zuzusprechen“, erklärt Weller, „erscheint aus deutscher Sicht hart.“ Allen Künstlern sei schließlich von Anfang an klar gewesen, dass das Gebäude abgerissen werde. Auch in Deutschland aber hätten die Künstler verständigt werden müssen. Die Rechte von Urheber und Eigentümer müssen abgewogen werden. „Es gibt ein Kooperationsgebot“, sagt Weller. Wie hätte ein deutsches Gericht über den Sensationsfall Ryohei Saito entschieden? Der japanische Sammler kam in den neunziger Jahren in die Schlagzeilen, als bekannt wurde, dass er sich mit seinen Gemälden von Renoir und van Gogh bestatten lassen wollte. Urheberrechte wären dadurch nicht verletzt worden, sie waren abgelaufen. Vincent van Gogh starb 1890, Renoir 1919. Allerdings hätte, zumindest in Deutschland, bei einem solchen Fall der Kunstzerstörung ein anderes Gesetz greifen können. Es ist nämlich verboten, Kulturgut zu beschädigen, das

als „national wertvoll“ eingestuft worden ist. Dafür müssen Werke jedoch in ein dafür geschaffenes Verzeichnis eingetragen sein. Hätte noch ein Urheberrecht bestanden, gebe es in Deutschland einen weiteren Weg: Die Erben von Renoir und van Gogh, so Weller, müssten argumentieren, dass die Gemälde das „Œuvre des Schöpfers insgesamt“ verkörpern und die Persönlichkeitsrechte der Künstler damit verletzt würden. Existierten die Gemälde allerdings in vielen Ausführungen, wären sie aus rechtlicher Sicht nur „Werkstücke“. Diese hätte der Eigentümer Saito mit ins Grab nehmen dürfen. Zum Glück, das wissen wir heute, ging die Geschichte anders aus: Die Bilder wurden nach Saitos Tod an einen Sammler in Australien verkauft. Was folgt für den Normalfall daraus? Wer ein Tulpenbild auf Ebay kauft, von dem es viele weitere gibt, kann es zerstören. Wenn es sich aber um ein seltenes Original zu handeln scheint, sollte man lieber nachfragen. Denn nicht nur Eigentümer von Kunst haben Rechte, sondern auch die Urheber. Schicken Sie Ihre Frage an kunstfrage@faz.de.

#IstTwitterboese?

Warum hat das Medium so eine schlechte Presse?

Kurz nach Weihnachten hatte der amerikanische Präsident offenbar das Bedürfnis, sich zum Stand der amerikanisch-mexikanischen Beziehungen zu äußern, speziell der ökonomischen, und so behauptete er, auf Twitter natürlich, dass die Vereinigten Staaten früher viel Geld verloren hätten beim Handel mit Mexiko. Und weil ihm anscheinend das Gewinnen geläufiger als das Verlieren ist, ging der Wortlaut so: „The United States loses sooooo much money...“. Genau: „loses“ stand da, es steht da immer noch – und jeder, der wollte, konnte die Antwortfunktion benutzen oder gleich das ganze Statement retweeten und dabei den Schreibfehler, den Denkfehler oder auch beides korrigieren, kommentieren und gegebenenfalls auch verspotten.

Es habe ungefähr 28 000 Antworten gegeben bis Samstagvormittag, zeigt jetzt Twitter an – und wer es nicht schafft, alle zu lesen, sieht doch bei Durchsicht der ersten hundert Antworten, dass Spott und Entsetzen überwiegen: „He went to Trump University. That's why.“ Das Beispiel zeigt nicht nur, dass bei Twitter alles möglich ist – es zeigt auch ganz gut, was dort ausgeschlossen ist: Wer ein Machtwort sprechen möchte, kann es gern versuchen. Es werden sich aber immer ein paar Leute finden, die nicht nur widersprechen, sondern für alles, was wie Pomp, hohles Pathos, rhetorische Präntation aussieht, das Gegenmittel haben: einen Witz, eine Pointe oder auch nur die präzisere Information. Es ist in der vergangenen Woche viel über Twitter gesprochen und geschrieben

worden, meistens schlecht, fast immer pessimistisch und oft so, als ob dieses Medium bei dem, der es nutzt, wie ein Rauschmittel wirke: ein Suchtgift, das den Kopf verneble, die Nerven zerrüttele, die Umgangsformen zerstöre, was der arme Süchtige aber hinnehme, weil er die Likes und Retweets noch dringender brauche als der starke Raucher die Zigaretten. So, oder so ähnlich, haben das Medienwissenschaftler in die Zeitungen hineingeschrieben. Und Robert Habeck, der allseits so beliebte Grünen-Vorsitzende, hat, nachdem er in einem Twitter-Video einen rechten Unsinn über die Demokratie im Staat Thüringen gesagt hatte, wider besseres Wissen, sein Twitterkonto gelöscht und in seinem Blog geschrieben, Twitter sei „wie kein anderes digitales Medium, so aggressiv, und in keinem ande-

ren Medium gibt es so viel Hass, Böswilligkeit und Hetze.“ Viele glauben das gerne, und sie alle wissen, warum das so sei: die Kürze, die Schnelligkeit, das fehlende Gegenüber, der Schutz durch ein Pseudonym, und natürlich der leichte Zugang zum Medium, der dazu führe, dass, was früher, an einem Stammtisch nach drei Halben, zwar ausgesprochen wurde, dort aber auch verblieben und schnell vergessen worden sei, jetzt im Netz stehe und stehenbleibe, un- widersprochen, in seiner ganzen ressentimentgeladenen Hässlichkeit. Aber stimmt das überhaupt? Jeder hat seine eigene sogenannte Timeline, keine kann das ganze Twitter überblicken – aber vermutlich ist es nicht nur ein Blasenphänomen, wenn man bei Durchsicht der Antworten, die man selber so be-

kommt, irgendwann merkt, dass die Trolle, die Hetzer, die Belädiger fast immer solche Nutzer sind, die elf Follower haben oder vierunddreißig; anscheinend ist die digitale Einsamkeit so groß, dass sie so laut da herausbrüllen müssen. Das alleits (gerade zum Beispiel im „Spiegel“) kolportierte Urteil, wonach, wer am lautesten brülle, am aggressivsten meine, am bösesten schimpfe, sich durchsetze, lässt sich nicht dementieren, weil immer irgendwer irgendwen kennt in den unendlichen virtuellen Weiten, auf den so eine Behauptung zutrifft. Bestätigen lässt sich die Meinung erst recht nicht – im Gegenteil. Es sind die Schriftlichkeit und die relative Kürze, welche offensichtlich solche Tweets am reizvollsten machen, die Witz, Intelligenz, womöglich eine Pointe haben. Am Freitagmorgen zi-

tierte eine Nutzerin die Schriftstellerin Kathrin Passig mit der Aussage, man sei als Autor nicht nur von den Schriftstellern beeinflusst, die man gelesen, sondern auch von denen, die man nicht gelesen habe. In der Hinsicht sei sie sehr von Thomas Pynchon beeinflusst. Muss man nicht komisch finden; aber solche Tweets sind das Gegenteil des Eindeutigen, Lauten, Bösen. (Ganz zu schweigen davon, dass „Wandrer's Nachtlied“ oder die meisten Sätze aus Wittgensteins „Tractatus“ spielend in einen Tweet passen.) Die Frage, was Twitter mit uns macht, bleibt trotzdem wichtig. Nur hat die Antwort nichts mit unserer Befindlichkeiten zu tun. Und alles mit unseren Daten auf den Servern von Twitter und den Algorithmen, die sie verarbeiten. CLAUDIUS SEIDL